

Ein Hoffungsfeuer auf der Limmat

Wie Zürichs Kirchen in der Pandemie Weihnachten feiern

PAULINE VOSS

An den ersten Tagen im Dezember darf man die Predigerkirche auch abends noch betreten. Fünfhundert Kerzen, zu einem Labyrinth angeordnet, erleuchten den Kirchenraum. Vor dem hellen Schein zeichnen sich die Umrisse dreier Gestalten ab, die auf den wenigen Kirchenbänken am Eingang sitzen. Stille füllt den Raum aus. Man wagt es kaum, einen Schritt zu tun.

Am nächsten Morgen steht der katholische Theologe und Seelsorger Thomas Münch in der Predigerkirche. Im Hintergrund ist das regelmässige Klicken der Stabfeuerzeuge zu hören. Vier Frauen aus der Gemeinde laufen geückt die Reihen des Labyrinths ab und entzünden eine Kerze nach der anderen. «Im Advent drängen die Menschen zu Licht und Feuer», sagt Münch. «Lange Zeit wurde das Weihnachtsfest in der längsten Nacht des Jahres gefeiert.» Geändert habe sich das erst mit der Gregorianischen Kalenderreform im 16. Jahrhundert. Feste der Kirche seien noch immer geprägt von den Sonnenwenden, an denen sich schon die vorchristlichen Bräuche orientiert hätten.

Wie es sich für einen Theologen gehört, erklärt sich Münch die Begeisterung für Kerzen mit einer religiösen Metapher: Um Licht zu spenden, müssen Kerzen niederbrennen, «sich verschenken» – wie Jesus, der am Kreuz für die Menschen starb. Zum vierten Mal wurde das Labyrinth in diesem Jahr in der Kirche aufgebaut, mit leicht veränderter Route, damit Abstände eingehalten werden können. Der Andrang sei diesmal besonders stark gewesen, sagt Münch. Dann greift er sich ein Stabfeuerzeug und zündet die letzten Kerzen des Labyrinths an.

Gottesdienste mit Anmeldung

Später sitzt er im holzgetäfelten Turmzimmer der Kirche. Er legt Wert darauf, an der rechten Seite des Tisches Platz zu nehmen, damit sich hinter ihm an der Wand die Porträts seiner Amtsvorgänger aneinanderreihen. Bis 1530 reicht die Galerie zurück. Kaum einer dieser streng blickenden Pfarrer hat das Weihnachtsfest unter Bedingungen gefeiert, wie sie diesmal herrschen werden. In einem Jahr, in dem alles aussergewöhnlich gewesen sei, gehe es vor allem darum, Normalität zu erzeugen, sagt Münch. Gerade an Weihnachten.

Die Predigerkirche wird wie das Grossmünster, das Fraumünster und der St. Peter die Weihnachtsgottesdienste doppelt halten, und dennoch werden insgesamt weniger Menschen Platz finden, als in einem normalen Jahr allein in das Grossmünster passen. Wer teilnehmen will, muss sich vorher anmelden, die meisten Plätze sind schon vergeben.

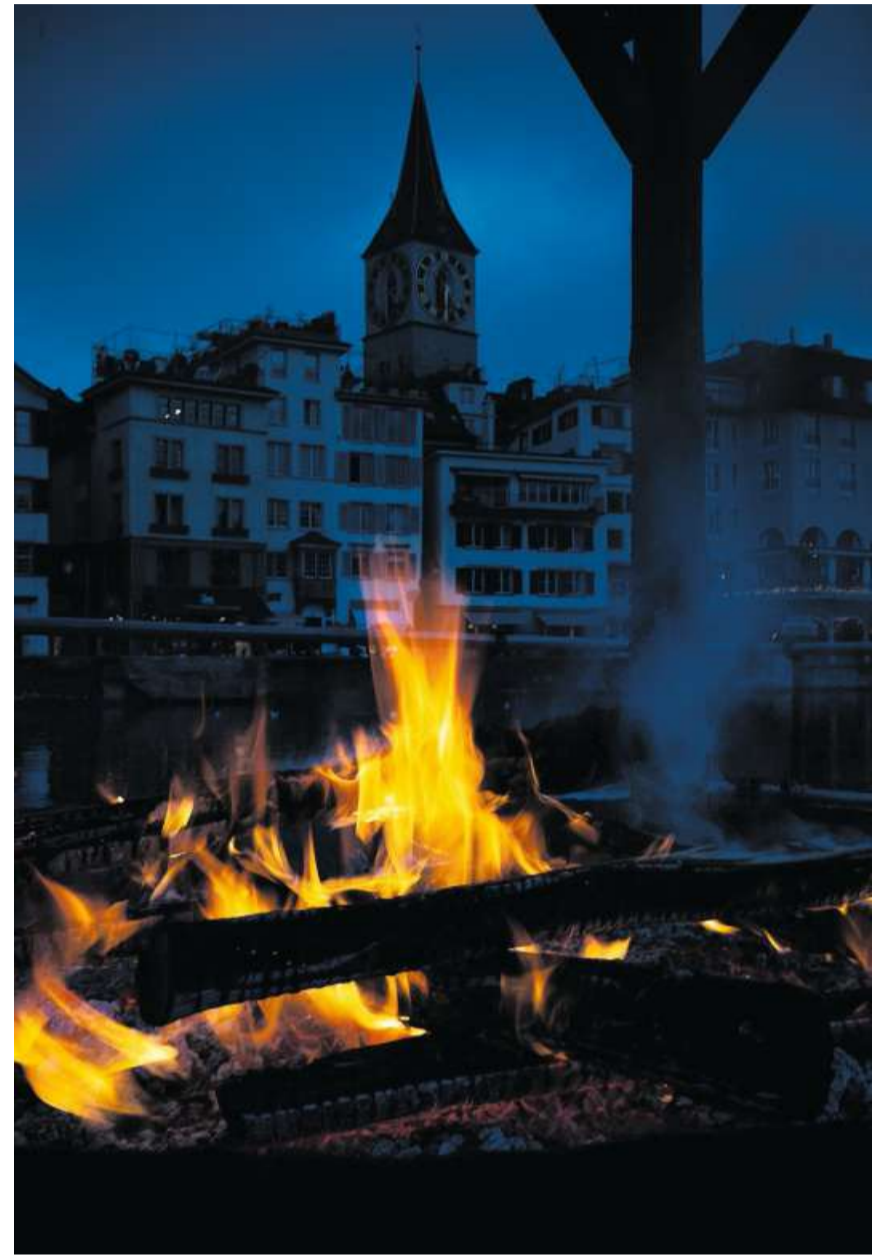
Münch sieht in der Pandemie keine Strafe Gottes und auch keine Chance. Dennoch zwingt sie die Kirche dazu, Projekte voranzubringen, die ihn als Theologen schon länger umtrieben: «Wir können nicht mehr darauf warten, dass die Menschen zu uns kommen. Wir müssen unsere Botschaften in die Gesellschaft hinaustragen, um die Menschen zu erreichen.» Darum haben die Altstadtkirchen einen «Geschichtenweg» für Familien eingerichtet, der diese durch die Zürcher Altstadt führt und dabei die Weihnachtsgeschichte erzählt – zum Selberlesen oder zum Hören auf dem Smartphone.

Wenn man aus der Predigerkirche tritt, blickt man auf eine Kritzelei an einem Pfeiler des Kirchenvordachs. Mitten aus angedeuteten Schweizer Bergen erhebt sich eine Knochenhand, die einen Sarg umfasst. Thomas Münch erinnert die Zeichnung an die Graffiti von Harald Naegeli. Der jüngst mit dem Kunstpreis der Stadt Zürich ausgezeichnete Künstler hatte im Lockdown begonnen, tanzende Skelette an Häuser und Mauern zu sprayen. Dieser Totentanz hat die Frage aufgeworfen, wie das Land mit dem Sterben umgeht.

«Wir reden nicht mehr über die Toten, die im Zusammenhang mit Corona gestorben sind», sagt Münch. Es gehe nur



Feuerwehrlaute bringen mit dem Boot Holzschelte zum ökumenischen Adventsfeuer mitten auf der Limmat.



BILDER CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

noch um die ökonomischen Folgen. Diese seien natürlich auch wichtig, dürften aber nicht dazu führen, dass der Tod verdrängt werde.

Viele Menschen starben im Frühjahr ohne ihre Familien. Zeitweise hatten auch die Pfarrer keinen Zutritt zu manchen Alters- und Pflegeheimen. Als Seelsorger begleitete Münch die Angehörigen. Zum Beispiel einen Mann um die fünfzig, der über zehn Jahre lang seine demente Mutter gepflegt hatte. Im Frühjahr kam sie nach einem Sturz ins Spital und starb dort – ohne dass ihr Sohn sich von ihr verabschieden konnte. «Diesen Baum von einem Mann weinen zu sehen, hat mich sehr berührt.»

Christoph Sigrist reagiert gereizt, wenn man ihn auf die hohe Todesrate im Land anspricht. Er ist reformierter Pfarrer am Grossmünster. Die Schweiz, sagt Sigrist, nehme die Toten keineswegs «in Kauf». Vieles könne man gar nicht beeinflussen.

Um Antworten auf die Krise zu finden, hat Sigrist am 11. November, dem Martinstag, zusammen mit Vertretern der römisch-katholischen und der christkatholischen Kirche ein «Corona-Manifest» herausgegeben. Sieben Leitsätze sind darin formuliert, etwa «Niemand stirbt allein», «Tabus aufbrechen» oder «Mensch-Sein ist mehr als Gesund-Sein». Viele der Grundsätze lassen sich in der zweiten Welle der Pandemie besser umsetzen als in der ersten. So könne man nun wieder Kranke und Sterbende besuchen.

Verändert hingegen habe sich, so erzählt Sigrist, dass er nun ständig damit beschäftigt sei, Geld umzuverteilen: Wegen fehlender Einnahmen und Arbeitslosigkeit drohten viele in die Armut zu rutschen. Sigrist spricht von einer «Prekarisierung des Mittelstands». Bei einer Konferenz im nächsten Jahr sollen sich Experten und Betroffene über die Folgen der Pandemie und den Umgang mit der neuen sozialen Normalität austauschen, auch dazu haben sich die Unterzeichner des Manifests verpflichtet. Wann sie stattfinden kann, ist unklar, man hofft auf den Sommer.

Die Pandemie habe den Tod ins gesellschaftliche Bewusstsein gerückt, glaubt Sigrist. Auch das bürgerliche Weihnachtsbild werde durcheinandergewirbelt: Seit zwei Jahrhunderten versammelte sich die Familie unter dem Baum. Nun müsse man Distanz wahren. Im Krisenjahr 2020 rücke das Fest näher an seine ursprüngliche Botschaft: Jesus habe in Krisenzeiten gelebt, Palästina sei damals von den Römern okkupiert gewesen. Heute erleben wir die Okkupation durch Corona.

Feuer per Live-Stream

«Nähe suchen trotz Hindernissen», lautet einer der Leitsätze des «Corona-Manifests». Mit einem ökumenischen Hoffungsfeuer will Christoph Sigrist dem Leitsatz gerecht werden und die Zürcher in diesen bedrückenden Tagen entlasten. Zusammen mit Verantwortlichen der Feuerwehr und der Stadt, die er noch aus seinen Zeiten als Armeeseelsorger kennt, hat er das Projekt in die Wege geleitet. Mitten auf der Limmat, zwischen Münster- und Rathausbrücke, schwimmt seit dem ersten Advent eine kleine Plattform. Darauf brennt in einer grossen Schale das Feuer. Ein rustikales Holzdach schützt vor Regen und Schnee, metallene Baugeländer bilden die Reling. Wochentags wird um 18 Uhr 5 am Limmatquai ein kurzer Gottesdienst gehalten. Online kann man das Feuer per Live-Stream betrachten – falls man sich nicht von den Werbeeinblendungen der Sponsoren ablenken lässt.

Und natürlich lässt sich das Feuer vom Ufer aus beobachten. Wenn die Feuerwehrlaute gerade frische Holzschelte nachgelegt haben und die Flammen besonders hoch schlagen, wirkt es aus der Ferne, als würden ein paar wackere Gesellen ein ausgefallenes Barbecue veranstalten.

Eine ältere, fesch gekleidete Zürcherin, die mit Ehemann und Freundin unterwegs ist, hat eine andere Assoziation: «Wie eine Bohrrinsel» sehe es aus. Ob man nicht wenigstens die Geländer hätte dekorieren können? Auch eine ältere Dame mit weisser Haube stört sich an der Schmucklosig-

keit. «Das Schild, auf dem «Hoffungsfeuer» steht, ist zu klein geraten.»

Jürg Hobi, Dienstgruppenleiter bei der Zürcher Berufsfeuerwehr, wird von Passanten immer wieder auf das Feuer angesprochen. Er bekomme nur positive Rückmeldungen, erzählt er. Mindestens einmal am Tag begleitet Hobi seine Kollegen, wenn sie mit dem Boot zum Feuer hinausfahren. Alle zwei Stunden muss Holz nachgelegt werden, nachts übernimmt das die Wasserschutzpolizei. Bis am 27. Dezember soll das Feuer durchgehend brennen.

Stolz klärt Hobi über die feuerfesten Dachplatten auf, erläutert die Sicherheitsvorkehrungen, präsentiert den «Doppelhashtag», die kreuzweise gestapelten Scheite in der Schale. Man versteht die Begeisterung, wenn man das Privileg hat, mit Hobi zur Plattform fahren zu können, um sich das Feuer aus der Nähe anzusehen. Wenn man die Hitze spürt; die Flammen vor dem Nachthimmel lodern, die Funken stieben sieht. Schliesslich muss man ausweichen, als der Wind dreht. Von alledem bekommen die Zürcher nichts mit, das Feuer bleibt auf Distanz, wie so vieles in diesem Jahr.

Es geht zurück zum Ufer, an einer gespannten Schnur ziehen die Feuerwehrlaute das kleine Boot über die Limmat. Man gibt die Schwimmweste ab, verabschiedet sich, macht sich auf den Heimweg. Der Mond ist fast voll, aber er verliert den Wettbewerb: In der Innenstadt wurde mitten in einem Feuerwerk auf Pause gedrückt und der Moment eingefroren. Blau und silbern prangen Tausende von Lichtpunkten über der Bahnhofstrasse. Goldfontänen durchziehen die Seitengassen. Ob Jesus sich auch in diesen LED-Lämpchen verbirgt? Ihr Anblick ist jedenfalls nicht weniger magisch als jener der Kerzen in der Kirche, selbst wenn die Weihnachtsbeleuchtung nur den Weg in die Läden und Kaufhäuser weisen soll. Wir ähneln wohl unseren Ahnen, denen die Sonnenwenden heilig waren: Lichter in der Dunkelheit üben noch immer einen Zauber aus. Auch in dieser schweren Zeit.